

Volker Arnold

**Der Lochplattenofen von Weddinghusen
Experiment und Deutung**

Im Rahmen einiger Notbergungen auf dem Gelände einer eisenzeitlichen Siedlung bei Weddinghusen, Kr. Dithmarschen, wurde bereits 1936 durch Fritz Tischler ein Grubeninhalt der Zeit um Christi Geburt mit zahlreichen Keramikscherben und den Scherben dieses Ofens geborgen. Durch den Weltkrieg unterblieb seinerzeit die Aufarbeitung der Funde, leider auch bei einer Publikation der Weddinghusener Befunde durch Hingst (1974), der so zumindest hier zu falschen Ergebnissen kam. Erst nach erneuter Durchsicht 1976 wurden unter den zahlreichen Funden die Ofenscherben erkannt, zusammengesetzt und zur Restaurierung vorbereitet.

Teile derartiger Öfen sind landesüblich auf längs der damaligen Meeresküste gelegenen Geestrandsiedlungen des ersten Jahrhunderts. Allein von der Siedlung Weddinghusen sind mehrere sol-

cher Ofenreste belegt (z.B. Struve 1941/42). Ein weiteres publiziertes kaiserzeitliches Stück liegt aus der Siedlung Boom-borg-Hatzum an der Emsmündung vor (Haarnagel 1979, 284-285 und Taf. 73,2).

Der Weddinghusener Ofen von 1936 (Hingst 1974, 90, Ofen A) bestand aus einem weitgehend erhaltenen Oberteil und einem nur in wenigen Scherben erhaltenen Unterteil. Das Oberteil ist nur zu etwa einem Drittel ergänzt; nicht ganz sicher ist es, ob der obere Rand der rechteckigen Öffnung tatsächlich so aussah, wie er hier abgebildet ist (Abb. 1). Die Ofenwand besteht aus gebranntem Lehm und ist nur 1 - 2 cm dick. Dieser Lehm wurde sehr stark mit dünnhalmigem Getreidestroh vermengt, um beim Aufbau die nötige Standfestigkeit zu schaffen. Dicke waagerechte und senkrechte Stützleisten sorgen für die notwendige Stabilität; ganz oben gab es ursprünglich auch einen abschließenden Leistenring ohne Henkel, der aber schon abbrach oder abgelöst war, bevor dieser Ofenteil zum letzten Mal ausglühte.

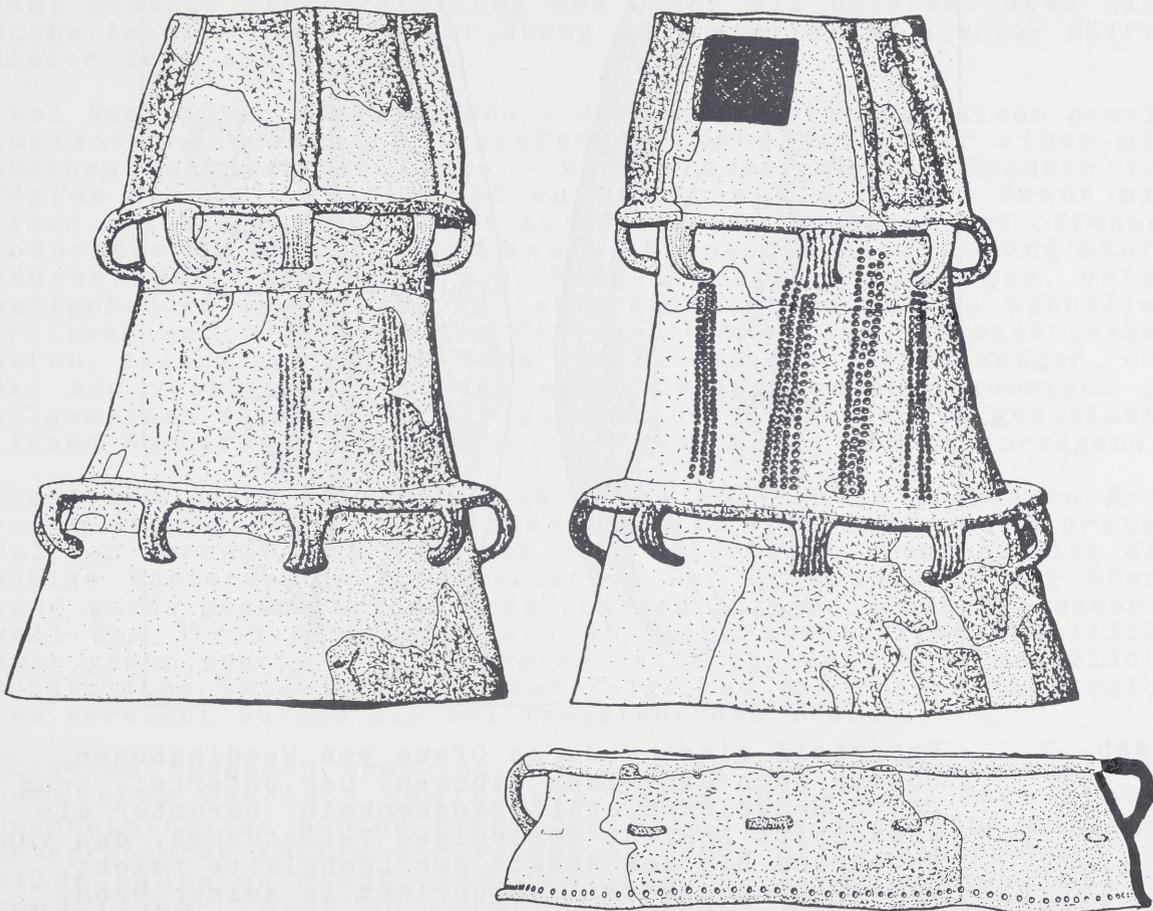


Abb. 1 Lochplattenofen des 1. Jahrhunderts von Weddinghusen, Kr. Dithmarschen. Der Ober-
teil ist 1 m hoch.

Wie der Unterteil, die Feuerkammer, einst aussah, kann nur im Vergleich zu weiteren ähnlichen Ofenresten derselben Siedlungsstelle erschlossen werden. Wie ein riesiges Stöfchen trug er oben eine tönernerne Lochplatte, umgeben mit einem gehenkelten

Leistenring, auf dem der Oberteil stehen konnte. Das ganze schließt nach unten mit einer schrägen Wand und einem tupfenverzierten Unterrand ab. Leider haben sich bei keinem mir bekannten Ofenteil Reste der anzunehmenden Befeu­erungsöffnung erhalten. Die Lochplatte war beim Bau zunächst über einem Gerüst aus Rundhölzern errichtet (in anderen Fällen auch eckigen Spalthölzern). Die noch feuchte Tonplatte wurde zwischen den Stützhölzern durchbohrt, und zwar so, daß sich die Abdrücke der Stützhölzer im Ofenunterteil nun oben auf der Lochplatte befinden.

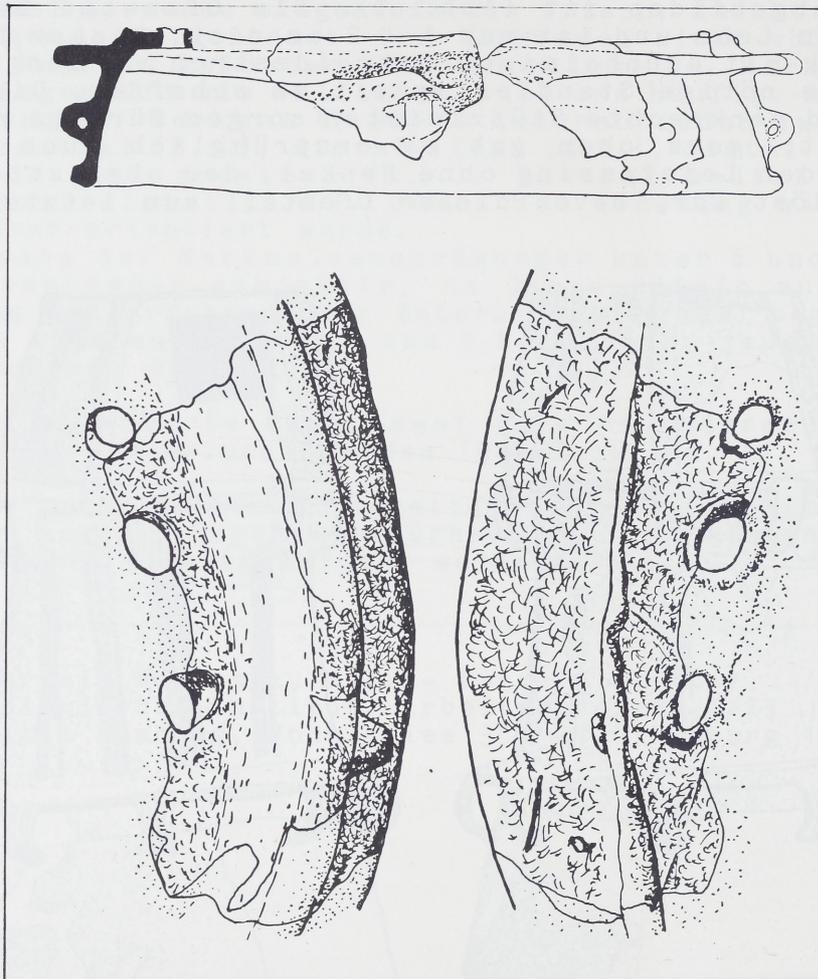


Abb. 2 Unterteil eines anderen Ofens von Weddinghusen, Schema nach einzelnen Stücken. Der Unterteil trug ca. 8 Henkelösen statt Bandhenkeln. Darunter als Ausschnitt Ansicht desjenigen Teilstückes, das von Unterrand bis zum Ansatz der Lochplatte reicht. Dieser Ofenunterteil entspricht in seiner Größe dem auf Abb. 1 gezeigten Unterteil.

Die Spuren der Feuereinwirkung sind am stärksten im oberen Teil der seitlichen Wand des Unterteils, wo sie sich an der Innenseite violettlich verfärbt hat. Der untere Rand des Unterteils dagegen ist nur schwach verziegelt. Beim Oberteil nimmt die Intensität der Verziegelung deutlich von unten nach oben ab. Bei einem zweiten Ofenunterteil von Weddinghusen ist der Unterteil an Undichtigkeiten (Ansatz des Oberteils, alter Riß) völlig blasig verschlackt. Die zahlreichen Topfscherben als Beifunde sind oft derart verschlackt, daß sie auf Wasser schwimmen. Leider steht noch eine Untersuchung darüber aus, ob es sich um frisch getöpferte oder um vorher benutzte Ware handelte.

Daß bisher sämtliche eisenzeitlichen Ofenanlagen mit Lochplattenresten im nördlichen Mitteleuropa als Töpferöfen gedeutet wurden, lag auch hier die Deutung als Töpferofen zunächst nahe. Dafür sprach im vorliegenden Fall die Menge der verschlackten und verzogenen Scherben, die zusammen mit dem Ofen und auch bei anderen Dithmarscher Funden dieser Zeit stets zusammen mit Lochplattenteilen auftauchten. Als Untermauerung dieser Deutung, gleichzeitig aber auch als öffentliche Aktivität des Heider Museums, wurden Brennxperimente mit dem Nachbau eines solchen Ofens gemacht. Da der Öffentlichkeitsaspekt überwog, sind die Experimente allerdings nicht nach wissenschaftlichen Maßstäben durchgeführt worden.

Der Nachbau des Oberteils war nicht weiter schwierig, da der Autor über einige Erfahrung mit der Handtöpferei auch großer Gefäße verfügt und das Original deutliche Spuren des Aufbaus zeigt. Eine genaue Beschreibung geschah an anderer Stelle (Arnold 1976). Schwieriger war der Unterbau zu rekonstruieren, da bei ihm die zu erwartende Befeuereungsöffnung auch nicht im Ansatz vorhanden war, also frei erfunden werden mußte. Insgesamt kostete die Herstellung des Ofens mit Unterbau etwa eine Woche Arbeit - bei einiger Übung wäre vielleicht bis zur Hälfte dieser Zeit einzusparen.

Zwei Nachbauten dieses Ofens - der erste hatte nur einen provisorischen Unterteil mit einfacher Lochplatte über einer mit Steinen ausgesetzten Grube - wurden mehrfach zum Brennen von Töpfen benutzt. Angewendet wurde ein zweiphasiger Brand mit einer ersten Brennphase mit zuletzt gutem Durchzug und offener, lodernder Flamme und eine zweite Phase mit Einbringung stark räuchernden Materials, z.B. Bündel von Birkenzweigen, unter weitgehendem Luftabschluß. Fehlbrände traten bei zu schnellem Erhitzen auf oder wenn die Gefäße nicht völlig durchgetrocknet waren, allerdings nur in Form von Rissen oder Abplatzungen, die bis zur völligen Zerstörung eines Gefäßes reichen konnten. Im allgemeinen entsprachen die gebrannten Gefäße der vorgeschichtlichen Machart in Oberfläche und Farbe mäßig bis hervorragend.

Zum Brand wurde der Ofen soweit wie möglich in trockenes Erdreich eingegraben bzw. eingeschüttet. Dies hatte beim ersten Mal den Vorteil, daß sich der Ofen selbst mit brannte, also die nötige Wasserfestigkeit erreichte. Der Zusammenhalt der Ofenwand wurde gegenüber dem ungebrannten Zustand nicht verbessert, weil das Stroh ausbrannte und so keine zusätzliche Stabilität mehr geben konnte. Das Eingraben hatte übrigens eine erhebliche zusätzliche Wärmeisolation zur Folge, so daß höhere Temperaturen erreicht wurden als bei freistehendem Brand.

Insgesamt gesehen erschien die Deutung als Töpferofen mit abnehmbarem Oberteil damit aufs beste bestätigt. Doch einige Ungereimtheiten paßten nicht ins Bild, was dem Autor mehrfach entsprechende Kritik von volkskundlicher Seite einbrachte. Vor allem paßte es nicht, daß der Ofen für einen ausschließlich technischen Zweck so aufwendig gebaut war, nicht lange zu halten versprach (der erste Nachbau hielt nur drei bis vier Versuche aus) und daß die "Fehlbrände" der vorliegenden Art bei Nachbrennversuchen auch mit Absicht nicht zu erzielen waren.

Bestechend erscheint dagegen die Deutung des Volkskundlers Ernst Helmut Segsneiders, es handele sich um einen Wärmeofen für das Haus. Gemäß dieser Deutung hätte man im Unterteil Feuer gemacht. Der Oberteil des Ofens ist durch die rechteckige Öffnung mit Topfscherben gefüllt worden. Feuer und Abgase dringen durch Lochplatte und die Hohlräume zwischen den Scherben nach oben, wobei die Scherben wie bei einem Nachtspeicherofen Wärme speichern und keine Funken hindurchlassen. Verbrennt man Holzkohle, entwickelt sich nicht einmal Rauch - allerdings

können dann Temperaturen entstehen, die Teile des Ofens und der Füllscherben zu Schlacke werden lassen. Mangels Zeit für einen weiteren Nachbau wurde diese Deutung zwar nicht experimentell überprüft. Allerdings wären auch hierbei Ungereimtheiten zu nennen, denn die starke Verschlackung der Scherben und einiger Ofenteile ist auch so nicht recht zu erklären, es sei denn, sie käme durch ständig wiederholte, langandauernde Erhitzung tatsächlich zustande.

Allerdings wurden weitere Versuche gemacht, Keramik so zu brennen, daß sich Oberflächen ähnlich den eisenzeitlichen ergeben. Es stellte sich bald heraus, daß dazu einfache Meilerbrände in Erdgruben völlig ausreichen, da bei Verwendung einheimischer Lehme und Tone auch Temperaturen zwischen 600 und 800 Grad völlig ausreichen.

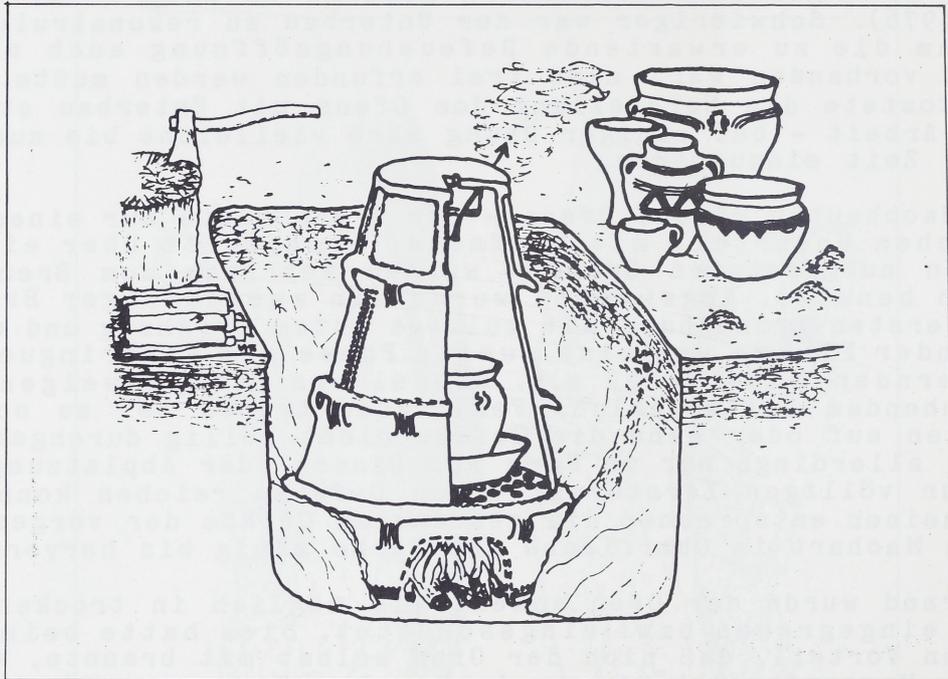


Abb. 3 Ungefähres Schema für die durchgeführten Brennversuche als Töpferofen. Zum Brand wurde der Oberteil weitmöglichst eingegraben. (Aus: Blätter zur Heimatkunde, Beilage zu Zschr. "Dithmarschen", 1978.)

Wie die Diskussion zum Vortrag der Tagung in Münster zeigte, darf die Zahl der Deutungsmöglichkeiten damit noch nicht als erschöpft gelten. Vorgeschlagen wurde z.B. die Deutung als Anlage zur Salzgewinnung, was zu überprüfen wäre. Eine hinreichend abgesicherte Aussage zur Funktion derartiger Öfen steht meines Erachtens noch aus. Insgesamt sollen diese Ausführungen verdeutlichen, daß auch einleuchtende Experimente zu möglicherweise völlig falschen Schlüssen führen können - eine Banalität, die oft zu wenig beachtet wird.

Literatur

Arnold, Volker, 1976, Ein Töpferofen der römischen Kaiserzeit mit abnehmbarer Kuppel aus Weddinghusen, Kreis Dithmarschen. Die Heimat (Neumünster) 83, 1976, 165-167 (hier noch als Töpferofen gedeutet).

Haarnagel, Werner, 1974, Die Grabung Feddersen Wierde, Wiesbaden 1979, Taf. 73 (Lochplattenofen von Boomborg-Hatzum an der Emsmündung).

Hingst, Hans, 1974, Töpferöfen aus vorgeschichtlichen Siedlungen in Schleswig-Holstein. Offa 31, 1974, 68-107.

Struve, Karl W., 1941/42, Ein kaiserzeitlicher Töpferofen von Weddinghusen, Kreis Norder-Dithmarschen. Offa 6/7, 1971/72, 179-184.

Dr. Volker Arnold
Museum für Dithmarscher Vorgeschichte
Brahmsstr. 8, 2240 Heide

